



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Erinnerungen an Johannes Grunow

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auf und Ab seiner Tätigkeit hat er selbst einigemal Rechenschaft gegeben, am nachdrücklichsten im ersten Heft des vierten Quartals von 1891 („Fünzig Jahre!“). Da werden Personen (Gustav Freytag, Julian Schmidt usw.) und Dinge berührt, namentlich Zustände der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgeklärt, die jetzt nur noch wenigen bekannt sind, und die in der legendarischen Beleuchtung von heute wesentlich anders erscheinen, und man kann auch zwischen den Zeilen lesen, was Grunow aus seiner Zeitschrift gemacht hat. Vielleicht nimmt der eine oder der andre, der über die spätern Grenzboten Urteile hörte und weitergab, ohne die frühern zu kennen, einmal das höchst interessante Heft in die Hand. Ich wollte nur von Grunow reden und nicht von den Grenzboten, deren Weg fest vorgezeichnet ist, aber dieser Hinweis schien mir notwendig, nachdem sich das Grab über ihm geschlossen hat. Ich wollte um den Freund klagen, den mir unerseßlichen, der nun vor mir hingegangen ist.

Dresden

Adolf Philipp



## Erinnerungen an Johannes Grunow



Im März 1889 schickte ich eine kurze pädagogische Betrachtung an die Redaktion der Grenzboten. Nach ein paar Tagen kam die Korrektur und eine Karte von Grunow: Ich sei der geborne Grenzbotenmitarbeiter und möge nur mehr schicken. Was er mir von da an gewesen ist, habe ich im zweiten Teile meiner Lebenserinnerungen (S. 171) kurz angedeutet; jetzt wo er uns verlassen hat, verpflichtet mich die Dankbarkeit und drängt mich das Herz, es etwas ausführlicher zu sagen.

Die erste Karte habe ich oft und lange angeschaut, nicht bloß, weil sie mir eine hoffnungschwere frohe Botschaft brachte, sondern auch, weil mich die Schriftzüge erfreuten: langgezogene feine Haarstriche, kräftige, kurze steile Grundstriche, ein edler Schwung sagten mir: das ist ein klarer, fester, zuverlässiger Mann, und dabei ein Mann, der das Schöne liebt. Der lebhafteste Verkehr, der sich zwischen uns entspannt, hat diesen ersten Eindruck vollauf bestätigt. Häufige persönliche Berührung war leider ausgeschlossen, weniger durch die Entfernung, denn ich hätte, oft und freundlich eingeladen, jedes Jahr wochenlang in seinem gastlichen Hause weilen können, als durch meine Schwerhörigkeit. Diese hinderte, daß es zu einer fließenden Unterhaltung kam, und da ein Schwerhöriger überhaupt nur mit einer unmittelbar neben ihm sitzenden Person sprechen, nie in das Gespräch einer Tafelrunde eingreifen kann, so konnte auch die Teilnahme an den Mittwochssitzungen der Leipziger Grenzbotenmänner im Thüringer Hof, so interessant sie für mich war, weder mir noch den andern eine Frucht bringen. Darum habe ich nur sechs kurze Besuche, den letzten 1902, gemacht, Grunow von Angesicht zu Angesicht als den kennen gelernt, den mir schon seine Briefe gemalt hatten, und mich seiner vortrefflichen Gattin, seiner lebenswürdigen Kinder, seines gemüthlichen Heims erfreut, auch seine Schwiegereltern kennen gelernt und die Bekanntschaft mit ihnen, namentlich mit der gemüthvollen, dichterisch schaffenden Frau Kraus bis zu ihrem Tode brieflich gepflegt.

Auch der Verkehr mit Grunow ist also wesentlich ein schriftlicher geblieben. Er hat sich nicht auf das Geschäftliche beschränkt. Schon wenig Wochen nach jenem ersten Kärtchen kam ein langes Schreiben, das mir seine beglückende Häuslichkeit schilderte, und natürlich mit entsprechenden vertraulichen Mitteilungen erwidert wurde. Seitdem haben wir einander über unsre Erlebnisse, Freuden, Leiden und Sorgen auf dem laufenden erhalten. Aber den größten Teil unsrer Korrespondenz beanspruchte freilich die Erörterung von Gegenständen, die in den Grenzboten behandelt wurden oder behandelt werden sollten, und das waren so ziemlich alle Gegenstände, die in Parlament, Presse und Literatur vorkommen. An Stoff also fehlte es nicht, und sich auf ihn einzulassen, dazu drängte fast allwöchentlich bald die Übereinstimmung, bald der Gegensatz unsrer Ansichten. Was uns verband, das war der Geschmack und waren die Grundsätze. Wir liebten beide das Gesunde, Einfache, Natürliche in Lebensführung, Ethik und Literatur und hatten Widerwillen gegen alles Krankhafte, und waren beide positiv gerichtet, wollten aufbauen, nicht zerstören, die Kritik auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zwar scharf geübt wissen, aber eben nur im Dienste der schaffenden und der erhaltenden Kräfte, nicht zur Ergötzung der Boshaften oder zur Zerstörung. Dabei aber bestand zwischen uns nichts weniger als eine prästabilierte Harmonie, sodasß einer nur das Echo oder die Ergänzung des andern gewesen wäre, sondern wir gerieten aller Augenblicke in Fehdestellung gegeneinander. Er war Sprößling und Mitglied des Leipziger Patriziats, sächsischer Protestant, hatte die große Zeit von 1866 bis 1871 in dem begeisterungsfähigen und empfänglichen Alter vom einundzwanzigsten bis zum sechsundzwanzigsten Jahre und in der geistigen Atmosphäre durchlebt, die Treitschkes Geist befeelte, und als die sozialen Fragen an ihn herantraten, konnte er sie bei aller Humanität und Christlichkeit zunächst doch von keinem andern Standpunkt aus beurteilen als von dem des Unternehmers, auf den ihn die Vorsehung gestellt hatte. Ich war von Haus aus arm, lebte in dürftigen Verhältnissen, war katholischer Geistlicher gewesen, hatte mich im häufigen Verkehr mit armen Leuten und in Ausübung meiner Berufspflicht daran gewöhnt, die Gesellschaftspyramide mehr von unten als von der Spitze aus zu betrachten, hatte bis zum Jahre 1866 der großdeutschen Idee gehuldigt und war zwar durch die Ereignisse von deren vorläufiger Undurchführbarkeit überzeugt worden, war auch nicht blind für Bismarcks Größe, stand ihm aber doch bloß als respektvoll kühler Kritiker gegenüber. Daraus ergaben sich genug Unterschiede, ja Gegensätze im Auffassen und im Empfinden. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die ihm seine Stellung als Herausgeber und Redakteur bereitete. Meine Beiträge erwarben den Grenzboten manche neuen Freunde, stießen aber dafür die alten ab, und Grunow mußte sich von ihnen vieles sagen lassen, was das Gegenteil von Schmeichelei war. Nun war er nicht im geringsten philisterhaft, ängstlich oder furchtsam. Soweit er persönlich meine Ansichten zu billigen vermochte, ließ er sie in den Grenzboten äußern, unbekümmert darum, wie sie auf alte Freunde wirken mochten, und ich habe in den Grünen so manches aussprechen dürfen, was kein andres bürgerliches Organ aufgenommen hätte. Aber die Rücksicht auf die Existenz der Wochenschrift zog doch gewisse Grenzen. Wurde diese vernichtet, so war ja

auch mir das Mundstück verstopft. Auch der Ausweg, die Grenzboten in einen ganz andern Boden zu verpflanzen, war aus vielen Gründen ungangbar und hätte mir nicht einmal etwas genützt, denn der andre Boden hätte nur der einer Oppositionspartei sein können, und ich bin weder Sozialdemokrat noch „freisinnig“ noch ultramontan, sondern „Eigenbröbler“. Ein paarmal habe ich ihm vorgeschlagen, aus den Grenzboten einen allen Richtungen zugänglichen Sprechsaal zu machen, wie in England das Nineteenth Century einer war. Darauf einzugehn verwehrten ihm sein Charakter und sein Herausgebergewissen. Er fühlte sich verpflichtet, in politischen, religiösen, ethischen und ästhetischen Dingen seinen Lesern auf dem Wege voranzugehn, der zum Heile des deutschen Volkes und Vaterlandes führe, und von dem er glaubte, daß er ungefähr in der Richtung liegen müsse, die Bismarck eingeschlagen hatte. Es bereite ihm ja Vergnügen, scherzte er einmal, zu sehen, wie jeder seiner Freunde ein andres Steckenpferd tummle, aber habe er sie vor seinen Wagen gespannt, dann dürften sie nicht nach allen Richtungen auseinander laufen wollen. So oft ich also in Beiträgen für die Grenzboten oder in Privatäußerungen die Grenzen überschritt, die er innehalten zu müssen glaubte, wusch er mir in vier bis acht Seiten langen Briefen den Kopf. Aber niemals ist es ihm eingefallen, mir die Freundschaft zu kündigen oder mir den Stuhl vor die Tür zu setzen, auch in der spätern Zeit nicht, wo er mich eigentlich nicht mehr brauchte, weil er sich mit seinem bedeutenden Organisationstalent einen tüchtigen Stamm regelmäßiger Mitarbeiter gezogen hatte, und weil ihm auch gute Beiträge in Fülle zuflossen.

Ich habe mir oft nachträglich Gewissensbisse darüber gemacht, daß ich ihn zu langen Briefen verleitete oder reizte, mit denen er sich noch dazu meist den Sonntag verderben mußte, wo meine Sendungen gewöhnlich ankamen. Für einen Schwerhörigen, dem so selten der Genuß mündlicher Aussprache zuteil wird, ist schriftliche Expektoration ein Bedürfnis. Grunow hatte natürlich dieses Bedürfnis nicht. Für ihn war das Briefeschreiben Berufsarbeit, denn er führte eine Zeit lang die ganze Redaktionskorrespondenz allein, und er war mit Berufspflichten überladen. Er leistete neben der Leitung seines Geschäfts etwas, was damals wahrscheinlich kein anderer Verleger außer ihm getan hat: er pflegte alle Buchmanuskripte stilistisch „durchzuackern“, wie er sich ausdrückte, und nach Wustmanns Ausscheiden aus der Redaktion auch die Grenzbotenmanuskripte. Und er verrichtete unermüdet diese Schulmeisterarbeit, obgleich sie seiner Neigung wenig entsprach. Er sehnte sich danach, Arbeiten unternehmen zu können, die ihm Freude gemacht hätten. Am liebsten schrieb er einmal, würde er Geistlicher geworden sein. Aber sein natürlicher Beruf wäre die Novellistik gewesen. Die kleinen hübschen Novellen, die er herausgegeben hat, und andre Grenzbotenbeiträge, zu denen er sich die Zeit abstahl, bekunden seine poetische Begabung. Er hatte einen großen Roman angefangen, mußte ihn aber liegen lassen. Als er vorm Jahre schrieb, er hoffe nächstens eine Arbeit zu vollenden, die ihm am Herzen liege, gratulierte ich ihm zur Erfüllung seines alten Herzenswunsches. Er antwortete, ich sei im Irrtum, daran dürfe er nicht mehr denken, es handle sich um eine — deutsche Grammatik. Dieser mühsamen und wenig anziehenden Arbeit hat er also unter körperlichen Schmerzen seine letzten Kräfte gewidmet, um der vielfach miß-

handelten deutschen Sprache zu Hilfe zu kommen, die er leidenschaftlich liebte als die Erscheinungsform der deutschen Volksseele, die nicht gesund bleiben könne, wenn man ihren Sprachleib verkrüppelte. So ist er also in ununterbrochener Arbeit das Opfer des kategorischen Imperativs geworden. Denn daß er sich so viele Jahre lang keine regelmäßige Erholung gegönnt, den ganzen Tag und Abend, auch die Sonntage und die Tage in der Sommerfrische am Schreibtisch zugebracht hat, ist sicher die Ursache seiner Krankheit gewesen. Anstatt seinen eignen novellistischen Schaffenstrieb zu befriedigen, hat er dem vieler andrer Gelegenheit dargeboten, sich zu betätigen. Er hat eine Reihe von Talenten in die Öffentlichkeit eingeführt, um die sich dann, nachdem sie durch ihn bekannt geworden waren, andre Verleger gerissen haben. Von den meisten Erzählungen und Romanen, die bei ihm, gewöhnlich zu Weihnachten, herauskamen, hat er mir je ein Exemplar geschenkt. Das war jedesmal eine köstliche Christbescherung, die mir die Abende der Wintersonntage zu ebenso vielen Festen gemacht hat.

Nun müßte ich eigentlich eine Blütenlese aus seinen Briefen zusammenstellen, wenn ich ihn zu seiner Charakterisierung selbst sprechen lassen wollte. Es ist ja auch vorgekommen, daß er mich über einen Gegenstand informierte und mir die Grundzüge angab, nach denen er zu behandeln wäre, so bei einem Schriftsetzerstreik; aus einer Briefstellensammlung würde man ersehen, wie er über Tagesfragen dachte, die er wohl besser als mancher andre selbst hätte publizistisch beantworten können, wenn er die Zeit dazu gehabt hätte. Aber da muß ich nun ein beschämendes Bekenntnis ablegen: Ich habe — o Barbarei! — alle seine Briefe bis auf einen verbrannt! Im Jahre 1868 hatte ich bei einer Nachlaßregulierung ganze Schränke voll Briefe zu mustern und zu vernichten, was eine sehr mühsame und langweilige Arbeit war, die mir noch dazu allerlei Ärger zuzog. Da beschloß ich: Diese Unannehmlichkeit willst du denen, die einmal deinen Nachlaß zu ordnen haben werden, ersparen. Ich verbrannte darum von Zeit zu Zeit alle empfangnen Briefe, mit Ausnahme der wenigen, die Urkundenwert hatten, und zwar, je mehr sich das Material häufte, in desto kürzern Perioden. Erwägungen, die nicht vor die Öffentlichkeit gehören, bestärkten mich in meiner Praxis, die ich nicht aufgeben zu dürfen glaubte, als Grunows Briefe ankamen, bei deren Vernichtung es mir immer einen Stich gab, weil sie mir schon wegen der Handschrift lieb und dann durch Inhalt und als Freundesgabe teuer waren; auch um andre Briefe hat es mir oft leid getan, denn es waren auch unter ihnen viele gar schöne. Hätte ich denken können, daß ich Grunow überleben würde, dann hätte ich die seinen gesondert von der dem Untergang geweihten Masse aufgehoben und erst nach Auswahl der für die Veröffentlichung geeigneten Stellen vernichtet. Aber dieser Gedanke ist mir niemals gekommen. Grunow war beinahe dreizehn Jahre jünger als ich und mit mir verglichen an Größe und Kraft ein Riese. Seine leichten Erkrankungen machten mich nicht besorgt. Auch Goethe und Bismarck sind oft krank gewesen und dabei in großer Rüstigkeit über achtzig Jahre alt geworden. Daß ich in den letzten Jahren den Anblick seiner lieben Schriftzüge oft lange entbehren mußte, war mir schmerzlich, aber weil ich wußte, daß er nach seiner ersten schweren Niederlage noch kränkelte, hat ich selbst, alle nicht unbedingt notwendige Schreiberei zu unterlassen, erwartete jedoch zuversichtlich,

daß seine Kraftnatur schließlich siegen werde. Erst ein kurzer Bericht seines Kompagnons vom 26. März hat mir ernstliche Besorgnis eingeflößt; ohne diesen würde mich die Todesnachricht völlig unerwartet getroffen und ganz außer Fassung gebracht haben. Den erwähnten einen Brief zu vernichten, konnte ich nicht über's Herz bringen, weil er ein ganz besonders rührender Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung war. Er ist vom 19. Juni 1893 datiert und im Krankenbett mit Bleistift geschrieben. Ich hatte drei Wochen lang keine Zeile von seiner Hand bekommen und die Vermutung geäußert, daß er böse sei. Er erzählt nun in dem vier Seiten langen Briefe mit scherzendem Humor — an Humor fehlte es seinen Briefen nie — die Geschichte seiner Erkrankung (Ursache war die Erkältung, die er sich auf einer mit seiner Gattin unternommenen Harzpartie zugezogen hatte) und erklärt meine Vermutung für unbegründet. Übelnehmisch sei er nicht. „Sie sollten hören, was für Schmeichelehaftigkeiten wir uns manchmal sagen am Stammtisch — wenn Sie mich wirklich einmal ärgerten, kriegten sie gleich was im Stammtischton. Aber es ist ja überhaupt keine Möglichkeit dazu vorhanden.“ Nicht bloß Möglichkeit; leider habe ich ihn in den folgenden Jahren wirklich manchmal geärgert. Er schließt: „Das Lesen wird Ihnen wohl ebenso sauer werden [durchaus nicht] wie mir das Schreiben. Ich habe es als Schwißkur benützt, aber nun bin ich fertig und wie gebadet!“ Frau Grunow hat an den Rand geschrieben, sie habe sehr gezankt, als sie, von einem Ausgang zurückgekommen, das lange Schriftstück erblickt habe; ich möge daraus ersehen, wie sehr ihn meine irrige Vermutung betrübt habe. Er hat sich, bis in seinen letzten Brief vom vorigen Oktober hinein, immer als den mir zu Dank Verpflichteten hingestellt, während die Dankeschuld ganz auf meiner Seite ist. Denn wenn ich auch in einer kritischen Übergangszeit den Grenzboten einen vielleicht nicht unwichtigen Dienst geleistet habe, hat sich doch die Lage seitdem in der oben angegebenen Weise geändert. Was dagegen mich als Empfangenden betrifft, so hat mir erst Grunow zu einer anständigen und verhältnismäßig gesicherten Existenz verholfen, hat mich durch den Verlag meiner Bücher im Publikum bekannt gemacht, und ohne die reiche Fülle von Rezensionsexemplaren, die mir von den Grenzboten in regelmäßigen Abständen zugehen, wäre meine Schriftstellerei in einer aller literarischen Hilfsmittel entbehrenden Kleinstadt gar nicht möglich.

Daß nun dieser edle Mensch, den der liebevollste und gewissenhafteste Familiensinn beseelte, von schrecklichen Erkrankungen der geliebten Gattin und teurer Kinder heimgesucht werden, daß ihn selbst, den zartfühlenden und schuldlosen, ein grausames Leiden jahrelang plagte, der Tod den kraftvollen Mann lange vor dem natürlichen Endziel des Menschenlebens, und ehe er seine Aufgaben in der Familie und in seinem Unternehmen völlig gelöst hatte, hinwegraffen mußte, das gehört zu den Rätselfeln, deren das Leben voll ist. Ihm sind sie jetzt gelöst; möge ich nach nicht zu langer Frist mich mit ihm der Lösung freuen dürfen.

Carl Jentsch

